

## Es kommt ein Schiff geladen

Touristenspaß mit Frachtdiktat: Auf der „Aranui 3“ zu den Marquesa-Inseln / Von Gabriele Mielcke

Das Paradies liegt in Frankreich. Trotzdem dauert die Anreise von Paris aus gut achtzig Stunden, Aufenthalt nicht gerechnet. Denn erst muß man ans Ende der Welt, dann weiter auf der großen Fernstraße immer geradeaus, bis hinter einem scharf gezackten, von zwei Felsäulen gerahmten Bergrücken ein Feuerball aufsteigt, riesig und rot. Wenn einem dieser Moment den Atem verschlägt und die Bibliotheken von Sonnen zu Hause im Schrank, ein halbes Leben lang auf Filme und Speicherkarten gebaut, zu rosa Scheiben verblässen läßt, ist man am Ziel. Am besten, man geht dann erst einmal frühstücken. Denn wer nach acht kommt, den bestraft das geplünderte Buffet auf der „Aranui“, die auf deutsch „Große Fernstraße“ heißen würde.

Im Prospekt hingegen heißt sie „Frachtschiff ins Paradies“. Alle drei Wochen wogt sie durch vier Millionen Quadratkilometer des Ozeans von Französisch-Polynesien. Ganz Europa würde in diese Fläche passen, die Weltkarte aber gönnt dem Land fünf winzige Schwaden von Pünktchen. Voll beladen mit zweihundert urlaubenden Fernfahrern und viertausend Tonnen irdischer Güter läuft der Kombiliner in Tahiti aus dem Containerhafen der Hauptstadt Papeete und nimmt Kurs auf die Marquesa-Inseln, den nördlichsten Archipel des französischen Überseegebiets.

Fünfzehnhundert Kilometer später öffnet sich das Tor zum Garten Eden auf einen überfüllten Parkplatz. Inmitten der Blechlawine stehen die Urlauber allen im Weg, die damit beschäftigt sind, begehrten Konsum zu ergattern und wegzukaren, was die Achsen halten. Auf Nuku Hiva ist „Aranui“-Tag. Schwitzend trotten die Touristen im Schatten der Kokospalmen ins Zweitausend-Seelen-Dorf Taiohaë, das wirtschaftliche und administrative Zentrum der Marquesa-Inseln. Die Pier beherrscht routinierte Logistik. Kaum drei Stunden vergehen, bis die Gabelstapler und Kühlgeräte wieder an Deck vertäut sind, der massive Schlauch, über den die Tankstelle aus dem Schiffsbauch Nachschub bezogen hat, eingerollt ist, die Hebekräne über die Planken zurückgeschwenkt sind. Dann ist der Parkplatz leer.

Thor Heyerdahl, der dieses Irgendwo vor noch nicht siebzig Jahren für seine erste spektakuläre Expedition zurück zur Natur auserker, hätte das Schauspiel vermutlich für den Sündenfall gehalten. Pure Wildnis fand der junge Forscher aus Norwegen mit seiner Frau auf dem Eiland vor und beschrieb den nicht eben lustigen Kampf ums Überleben später in seinem Buch „Nuku Hiva“.

In der Kontrolleurbucht, deren kanibalistischen Anrainern von einst Heyerdahls amerikanischer Vorfahr Herman Melville das Romandenkmal „Taipi“ setzte, kreuzt nach getaner Löscharbeit am Nachmittag die „Aranui“ auf, um ihre lebendige Fracht nach von Panoramen gesäumter Jeep-Safari über den Muake-Paß wieder aufzunehmen. Friedlich hieven die Bewohner des Taipivai-Tals die ängstlich durch die Wellen watenden Fremden in die Walboote.

Walboote sind das wichtigste Transportmittel außerhalb der „Aranui“. Gebrauch werden die grünen, lange schon ihrer ursprünglichen Funktion entthobenen Beiboote für alles und alle. Für die Passagiere ist der hölzerne Untersatz bis auf wenige Ausnahmen die einzige Verbindung zu festem Grund. Ein Anlegekai ist auf den Marquesas Seltenheit. Schroffe Steilkisten, die sich zum Vulkangebirge tür-

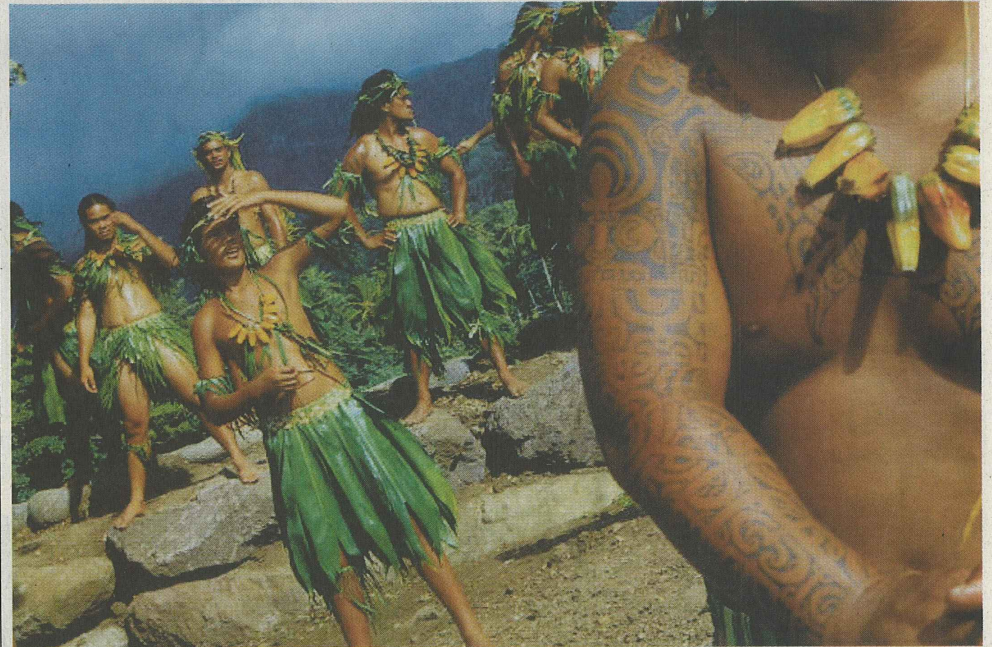
nung mißachtet und statt des angeordneten, wasserfesten Schuhwerks trendige Sandalen umschnallt.

Aber man wird gefügig in der Unendlichkeit. Fünftausend Kilometer Distanz vom nächsten Festland fühlen sich an wie Lichtjahre. In der Nähe liegt nur der Äquator. Den Fahrplan bestimmen höhere Gewalten. Acht von insgesamt sechzehn Reisetagen zieht die „Aranui“ ihre Versorgungsbahn durch die Inselwelt. Von den fünfzehn Marquesa-Inseln sind, verteilt auf zwei Dreiergruppen, nur sechs bewohnt, die auf jeder Tour angesteuert werden. Über die Reihenfolge regieren das Wetter, die Gezeiten und die Zeit. Die ist auch in der Versunkenheit das Geld der Reederei, und die Wege sind weit. Die Überfahrt vom Nordzipfel des Archipels in den Süden zum einsamen Fatu Hiva dauert neun Stunden.

Das entspannte, häufigen Änderungen unterworfenen Reiseprogramm auf der „Aranui“ bedeutet für achttausend in der Isolation angesiedelte Bürger den Lebensnerv. Viele, vor allem junge Leute, ziehen den gehobenen, von Frankreich gesponserten Lebensstandard auf Tahiti vor, wo sich schon zehntausend Marquesaner niedergelassen haben. Wer in der Heimat geblieben ist, hängt am Tropic der „Aranui“.

Wo die „Aranui“ ohne Dock vor Anker geht, gondelt die Crew vom Morgengrauen bis zum letzten Tagesschimmer die Tonnage auf einem Ponton, geringeres Volumen auf den Walbooten durch die Brandung. Paletten von Hohlblocksteinen, Betonsäcken und Wellblechdächern ersetzen bodenständiges Baumaterial. Vom großen Haus, das die Marquesas der Sage nach für die Götter bilden, künden nur noch Inselnamen wie Nuku Hiva für das Gebälk, Ua Pou für die Pfeiler oder Fatu Hiva für das Dach. Mittlerweile bestimmt moderner Zweckbau die Dschungelarchitektur. Pfahlbauten mit Bambuswänden und Dächern aus geflochtenen Palmblättern formen heute die Bungalödörfer der feinen Hotels auf dem fernen Bora Bora oder Moorea.

Fernseher, Computer und Gefrierschränke bringt die „Aranui“ ebenso wie dutzendweise Offroadler, die über Furch und Stein beweisen müssen, wofür der Allradantrieb wirklich gemacht ist. Zwölfhundert Euro Transportaufschlag und der stolze Kaufpreis der Wagen veranlaßt die Bevölkerung zum Carsharing in größeren Verbänden. Einen Teil der Kosten spielen die „Aranui“-Passagiere wieder ein, die im langen Konvoi der samt Fahrern angemieteten Geländewagen die Gegend erkunden.



Wenn das Schiff kommt, putzen sich die Inselbewohner heraus. Wichtiger als Touristen aber ist ihnen die Fracht. Foto Zimbardo Xavier / Gamma

Geteert ist auf den Inseln allenfalls die Dorfstraße, zur nächsten Ortschaft führen hingegen nur Pisten. Das Treibhausklima spaltet die Reisegruppe auf den Ausflügen in das Lager der Automobilisten und das derer, die zu Fuß den Urwald durchdringen. Den mitunter die persönliche Ausdauer überschätzenden Wanderern ist neidvoller Respekt sicher, nicht zuletzt weil manch grandiose Aussicht oder ein verstecktes „Meac“, wie die Kultstätten genannt werden, einer Mühe Lohn ist, die dem Vorstoß auf Rädern versagt bleibt.

An Bord klappt die Koexistenz von Frachtdiktat und Touristenspaß reibungslos. Auch wenn das Schiff nicht gerade riesig ist, reicht der Raum auf der „Aranui“ aus, das Abenteuer komfortabel zu gestalten. Wer Luxus sucht, ist ohnehin auf dem falschen Dampfer. Smoking und Abendkleid fürs Kapitänsdinner läßt man daheim. Théodore, der die „Aranui“ seit siebenundzwanzig Jahren lenkt, ißt lieber mit der überwiegend polynesischen Belegschaft in der Kantine.

Mehr als die Hälfte der 117 Längenmeter beansprucht der Frachtraum. Gedankenversunkene Blicke in Schamkronen, die der Kiel unentwegt produziert, durchschneiden zweit aus dem Bug ragende Kräne. Strenge Verweise der jungen Sicherheitsoffizierin bremsen jeden Ausbruch

über die Stränge zur Ladefläche im Vorderdeck. Das zahlende Publikum hat Auslauf und Sonnenhungrig auf den hinteren Schiffsbereich zu beschränken. Sobald sich der Pazifik endlos in unvergleichbarem Ultramarin verliert, werden die Liegestühle knapp. Im Pool vollzieht das Wasser die Dünung derart heftig mit, daß das Schwimmen zum Tauchsport gerät.

In Bewegung halten auch steile Treppen, die auf dem Schiff die Ordnung vertikal gliedern. Der Kommandobrücke und den Gestirnen am nächsten ist man auf dem „Stardeck“ oder dem „Sundeck“ untergebracht. Die Vorzüge geräumiger Außenkabinen mit Fensterfronten, die zu öffnen sind, und Suiten mit eigenem Balkon können der schwankungsfälligen Höhe wegen von Übeln der Gedärme beeinträchtigt werden. Ruhiger liegt es sich drei und vier Decks tiefer in Zweibettkajüten mit dickem Bullauge, Bad und dem zusätzlichen Vorteil kurzer Wege zu Waschmaschinen, Trocknern sowie den Räumen für Video und Fitness.

Zum Hausboot mutiert die „Aranui“ im Speisesaal. Geessen wird im einzigen Restaurant, was die polynesischen Brigade an Frankophonem auf die langen Tafeln bringt. Französisch an der Küche sei lediglich die Speisekarte und diese nicht mit der Haute Cuisine im Mutterland zu ver-

wecheln, doziert eines Abends eine Pariserin in die Tischrunde, eine der wenigen französischen Passagiere. Zwar weht auf der „Aranui“ die Trikolore, doch dominieren französische Familien aus Tahiti oder Übersee eher während der Schulferien im Sommer bei leicht sinkenden Temperaturen und Feuchtegraden die Auslastung. Der übrigen, wenig präzise abgegrenzten langen Saison mit kleinem Regen und der kurzen Saison mit großem Regen trotzen in der Überzahl Amerikaner und Australier. Deutsche, erfährt man, fänden, seit die Regierung Chirac vor zehn Jahren im Mururoa-Atoll unterirdisch Atombomben zünden ließ, nur zögerlich auf den Südseetrip zurück.

Wie man auf die Aranui aufmerksam geworden sei, ist unter den Reisenden die aller näheren Begegnung vorgeschaltete Standardfrage. Irgendwann früher davon gelesen, den Artikel aufgehoben und jetzt den Lebenstraum verwirklicht zu haben, geben die meisten ihrer Motivation zu erkennen. Viele müssen den Traum länger geträumt haben. Den Altersschnitt an Bord vermögen lediglich die „Dormitories“ nennenswert zu senken. Einfallreich trägt die bunte Truppe Einzelreisender aus dem Schlafsaal in Klasse C zur allgemeinen Unterhaltung bei.

Obwohl an Tätowierungen reich, wirken einige der Globetrotter vor allem im Bade-



men, halten auf Distanz und fordern der Besatzung höchstes navigatorisches Können ab. Durch fjordartige Passagen schiebt sich das Schiff an die zerklüftete Landschaft heran. Anfangs ist die „nasse Landung“ das Schreckgespenst der Gäste schlechthin. Abhilfe schafft die Befolgung des obersten Aranui-Gesetzes: Vertrauen den Matrosen. Unter der Voraussetzung, sich vorbehaltlos deren Zugriff zu ergeben, schafft am Ende jeder den Sprung von der Treppe längs des Schiffsrumpfs in den schaukelnden Kahn, und wieder heraus auf glitschige Klippen. Reichen weder Mut noch eigene Kraft, wird man kurzerhand auf starke Arme genommen. Ins Rutschen gerät nur, wer die Kleiderord-



Die Verbindung zur Welt: die „Aranui“ im Hafen von Taohae auf der Insel Nuka Hiva.

Foto Friedrich Stark / Freelens

kostüm seltsam unvollständig verziert. Manche wiederholen den Turn mehrfach, um sich weitere Ornamente auf freie Hautpartien nadeln zu lassen. Traditierte Muster, deren Chiffren nicht entschlüsselt sind, haben die Marquesaner einträglich wiederentdeckt und damit die Inseln zum Mekka des Tattoosings entwickelt. Davon zeugt auch die Körperpracht der tags im Frachtraum rackernenden Seeleute. Des Abends in der Bar wiegen sie zu Ukuleleklangen die weiblichen Gäste im Rhythmus, als sei Musik ihre Luft zum Atmen. Stumm stehen Ehemänner und andere Partner am Rande.

Das duale System für Kundschaft und Cargo ersann schon Ende der fünfziger Jahre ein auf Tahiti ansässiger chinesischer Geschäftsmann namens Wong. Dessen „Compagnie Polynésienne de Transport Maritime“ unterhält die „Aranui“ mittlerweile in dritter Familien- wie Schiffsgeneration. Zwei Vorgänger – ein neuseeländischer, dann ein ursprünglich „Bischof von Bremen“ getaufter, deutscher Frachter mit dicken Platten im Rumpf zur Abwehr der Eisschollen in der Ostsee – wurden umgebaut. In Rumänien gaben die Wongs ihr erstes neues Fracht- und Passagierschiff in Auftrag und nahmen die fünfunddreißig Millionen Dollar teure „Aranui 3“ nach einer

Bauzeit von drei Jahren im Frühling 2003 in den Liniendienst.

Chefelektroniker Gheorghe überwachte die Jungfernfahrt von der Donau in den Atlantik, durch den Panamakanal in den Pazifik und konnte nach fast vierzigstägiger Überführung von „seinem Schiff“ nicht mehr lassen. Mehr als dreißigmal war der Ingenieur inzwischen zu den Marquesas unterwegs, stolz auf die famose Bordtechnik, deren Zuverlässigkeit ihm erlaubt, die Unternehmungen der Touristen mit der Digitalkamera festzuhalten und zum Abschied Souvenirs in Form selbstgebrannter DVDs zu verkaufen.

Obligatorisch ist für die Passagiere, getrennt in die französische und in die englische Abteilung, allabendlich das Treffen in der Lounge zur Einstimmung auf den nächsten Tag. In der Dämmerstunde zerstreuen kundige Instrukturen gelegentlich auch die Sorge um den Inhalt der Bataillone von roten Fässern, die an fast jeder Haltestelle aus dem Schiffsleib gehoben werden. In den Behältern befindet sich ausschließlich Diesel, heißt es. Andere Treibstoffe befördere die Aranui aus Sicherheitsgründen nicht.

Patrick Wong, Enkel des Firmengründers und im Gästetrakt selten präsenter Zahlmeister an Bord, ist ehrlicher. Das lukrative Kerosingeschäft habe man an die

Konkurrenz verloren, die mit kleineren Tankern ohne Reisende im Gepäck schneller und öfter zu den Marquesas unterwegs sei. Damit war auch die Bestimmung des einzigen anderen Schiffes erklärt, das der „Aranui“ auf dem Riesenmeer je begegne und ihr bald davonfuhr.

Und dann gibt es noch blaue Fässer, die an fast jede Anlegestelle den Passagieren zu Hunderten um die Beine gekullert werden. „Morinda“ steht drauf, Noni sind drin. Den noch jungen Exportschlagger verdanken die Marquesaner der Entdeckung von Wunderkräften der knotigen Tropenfrüchte vor allem für den amerikanischen Markt. In Utah verarbeiten Mormonen die tonnenreiche Ernte der „Morinda citrifolia“. An die heilende Wirkung muß man schon sehr glauben, damit einem der Extrakt schmeckt.

Nicht zu verwechseln sind Noni mit Nonos. In weißer und weit üblerer schwarzer Ausfertigung sind die winzigen Stechmücken die einzigen natürlichen Feinde der Aranuiisten. Die rücken zu Stränden mit vorheriger Nono-Warnung bewehrt mit chemischen Waffen in Form von Insektenspray vor, das die Boutique auf dem Schiff ausreichend vorhält. Die Gefahr des barhäutigen Konflikts besteht zum Glück nicht häufig. Ein Badeparadies sind die Marquesas zu mindest dort nicht, wo die „Aranui“ hin-

fährt. Türkisblaue Lagunen, von Riffgürteln umschlossen, fehlen den Vulkaninseln, da der kältere Humboldtstrom das Wachstum von Korallen verhindert.

Südsee wie im Reisekatalog spendiert die „Aranui“ nur einmal, auf halber Strecke in den Tuamotus, dem mit fast achtzig Inseln und Atollen größten Archipel der Welt. Gut hat man daran getan, auf der Hinreise den Tag auf Takapoto auszukosten, denn auf dem Rückweg kann es sein, daß der den Touristen zugestandene Badestopp im riesigen Atoll Fakarava wegen aufzuholender Verspätung nur noch zum Untertunken reicht und auch kaum mehr Zeit bleibt, an den kleinen Ständen längs der Promenade schwarze Perlen zum günstigen Preis dort einzukaufen, wo sie in kristallklarem Wasser gedeihen.

Tourismus gibt es auf den Marquesas nur den, den die „Aranui“ mitbringt. Die Bewohner lieben die Stipvisiten und präsentieren das schon von frühen Besiedlern mit Magie belegte „Menschenland“, wie es bereits die Seefahrerprominenz von Thomas Cook bis Robert Louis Stevenson faszinierte. Versteinerte Blicke gewaltiger Tikis ziehen jeden so in den Bann, daß aufgeschlagene Knie infolge von Fehlritten auf bemoostem Lavastein dem aus Papeetes Krankenhaus mitgereisten Doktor die Satisfaktion liefern, den Notfallkoffer nicht umsonst durch das Dickicht geschleppt zu haben.

Andenkenläden allerdings sucht man vergebens. In Hütten oder auf Versammlungsplätzen, den „Pai Pai“, bieten Kunsthandwerker Arbeiten von herausragender Qualität an. Ob Rosenholz, Tierknochen, Baumrinde oder Muschelkalk – jede Insel hat ihr angestammtes Material. Und jedes Dorf ist stolz auf Schnitzer, die im gesamten pazifischen Raum bekannt sind. Ohne die regelmäßige Wiederkehr der „Aranui“ hätte die Renaissance uralter Fertigkeiten keinen Bestand. Dabei verstehen es die Marquesaner durchaus als späte Ironie des Schicksals, die ursprüngliche Kultur zur Erwerbsquelle zu machen, die ihnen die französische Obrigkeit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts angetrieben hatte. Originale Reste, soweit vom Eifer der Missionare verschont, werden längst in großen Museen gehortet oder unter Sammlern teuerst gehandelt.

Aber nach wie vor gibt es auch den gegenläufigen Kulturaustausch: Noch während die Passagiere der „Aranui“ mit Blütenkränzen, fußballgroßen Pampelmusen, Ananas, Papayas und anderen örtlichen Erträgen begrüßt werden, kaufen die Insulaner den mit Tiefkühlpizza, Chips, Cola und Trauben aus Chile aufgefüllten Tante-Emma-Supermarkt des Dorfs leer.

Die Südschönheiten haben an Gewicht kräftig zugelegt, seit Paul Gauguin mit ihren Profilen die Kunst des Abendlan-

■ **Anreise:** Air France fliegt mehrmals wöchentlich von Paris nach Papeete mit einer Zwischenlandung in Los Angeles. Der Hin- und Rückflug ab Frankfurt kostet etwa 1300 Euro einschließlich Steuern und Gebühren. Telefon 0180 5/83 08 30, im Internet: [www.airfrance.de](http://www.airfrance.de)

■ **Die „Aranui 3“** verkehrt als Fracht- und Passagierschiff etwa fünfzehnmals im Jahr im Liniendienst zwischen Papeete und den Marquesainseln, die Reise dauert 15 bis 16 Tage. An Bord gibt es 85 vollklimatisierte Außenkabinen mit Dusche/Bad zum Preis von 3264 Euro pro Person in der Standard-Zweibettkabine einschließlich Vollpension, die De-luxe-Kabinen kosten 3825 Euro, Suiten (teilweise mit Balkon) 4428 Euro. Die Unterbringung im Schlafsaal (C-Klasse mit Stockbetten, Gemeinschaftsbäder) kostet 1842 Euro pro Person. Zu buchen über zahlreiche Reiseveranstalter.

■ **Auskunft:** Aranui 3, 13, rue de la Reine Blanche, F-75013 Paris, Telefon: 0 03 31/43 31 25 34, E-Mail [croisieres@aranui.info](mailto:croisieres@aranui.info), im Internet: [www.aranui.com](http://www.aranui.com), und beim Tahiti Tourisme, Schwarzbachstraße 32, 40822 Mettmann, Telefon: 0 21 04/28 67 25, E-Mail: [tahiti@travelmarketing.de](mailto:tahiti@travelmarketing.de), im Internet: [www.tahiti-tourisme.de](http://www.tahiti-tourisme.de).

des veränderte. Drei letzte, vom Alkohol gezeichnete Lebensjahre lang schuf der Maler die bedeutendsten seiner Tahitibilder auf der deshalb zu Ruhm gelangten Marquesa-Insel Hiva Oa. Dort müssen die Pilger von der „Aranui“ warten bis der Schulbus nicht mehr für die Kinder gebraucht wird. Auf harten Bänken geht es hinauf auf die Anhöhe von Atuona zum Kalvarienfriedhof. Am Grab Gauguins, einen Steinwurf von dem des belgischen Chansonniers Jacques Brel entfernt, wirkt der Eindruck fort, die Gemeinde habe sich beeilt, den vom Bischof wie vom Gendarmen wenig gelitene Zuwanderer unter die Erde zu bringen.

Von der „Aranui“ leben auf den Inseln auch die Restaurants. Bleibt mittags die Schiffsküche kalt, kocht in der Dorf-kneipe die Wirtin. Die ganze Familie serviert lokale Spezialitäten und verdient damit ihr Monatseinkommen. Zum rohen Fisch in Kokosmilch, Hummer vom Grill und unter Bananenblättern im Erdofen gegartem Schwein mit Brotfrüchten, die nicht nur aussehen wie Kartoffeln, stampfen und trommeln lendenbeschürzte Männer „Haka“ um die erlegte Sau herum. Von dem Salär für den Auftritt bezahlen sie viel Bier und trinken, bis sie nicht mehr tanzen können. Aber dann ist die „Aranui“ schon weggefahren.

## Europa fest auf Sand

jei. FRANKFURT. Angesichts der Wirren um die europäische Verfassung könnte es den Anschein haben, als sei Europa auf Sand gebaut. Anstatt aber über die Flüchtigkeit dieses Baustoffs zu klagen, kann man sich nun ein Bild davon machen, wie dieses Europa aus Sand aussehen könnte. Vom 9. Juli bis zum 21. August findet auf Deutschlands größter Halbinsel Butjadingen das vierte Sand'Art-Festival unter dem Motto „Mythos Europa“ statt. Die zehn besten Sandskulpturbauer der Welt gestalten riesige Figuren; unter anderem wird eine acht Meter hohe Plastik zu sehen sein, die Europa tatsächlich als Ganzes darstellt. Außerdem werden nächtliche Führungen durch den beleuchteten Skulpturenpfad angeboten. Gezeigt werden auch Sandkunstwerke, die Deutschlands Nachbarländer darstellen und damit zu einer neuen Art des Kennenlernens beitragen. Weitere Informationen gibt es im Internet unter: [sandartfestival.de](http://sandartfestival.de).

## Spa des Jahres

jei. FRANKFURT. Das A-Rosa Scharmützelsee ist ein Jahr nach seiner Eröffnung als Deutschlands Spa des Jahres ausgezeichnet worden. Besonders hervorgehoben wurden die Qualität des im asiatischen Stil gehaltenen Spas sowie die vielfältigen Entspannungsmöglichkeiten. Auch mit seiner Kinderbetreuung, die noch immer nicht selbstverständlich sei für Spa-Hotels, habe das Haus am Scharmützelsee überzeugt, hieß es in der Preisbegründung der Busche Verlagsgesellschaft. Im vergangenen Jahr hatte das Dorint Seehotel Überfahrt am Tegernsee die Auszeichnung erhalten.

## Mitwanderzentrale

dpa. WINTERBERG. Mit einem neuen Internet-Angebot sollen Wanderer im Sauerland den Weg zueinander finden. In einer „Mitwanderzentrale“ können Interessierte nun Begleitung für Wandertouren suchen und anbieten. „Unsere Betriebe sind von Einzelurlaubern und Tagestouristen angesprochen worden, die einen Partner für eine Wanderung gesucht haben“, sagte der Winterberger Tourismus-Direktor Michael Beckmann. Mit Hilfe des Internets könnten dieses Wünsche jetzt unter [www.winterberg.de](http://www.winterberg.de) erfüllt werden.

## Deutschland im Winter

tdt. WIESBADEN. Auch im Winter ist Deutschland bei ausländischen Touristen beliebt, läßt zum Sommeranfang das Statistische Bundesamt wissen: Zwischen November 2004 und April zählte es achtzehn Millionen Übernachtungen – acht Prozent mehr als im vorangegangenen Winterhalbjahr. Insgesamt kam das Gastgewerbe auf 124 Millionen Übernachtungen.